

Art Education Research No. 10/2015

Carmen Mörsch

Geschmacksbildung als doing nation: Beobachtungen aus der Arbeitspause¹



Um meine von der Computerarbeit angestregten Augen zu entspannen und Konzentration zurückzugewinnen, gehe ich mitunter auf dem Friedhof Sihlfeld spazieren.² Die Wege, die Gräber und deren Bepflanzung, die Freiflächen, die Bäume darauf und die Menschen, die sich

selbst an einem schönen Sonntag in der weitläufigen Anlage zu verlieren scheinen: Alles erscheint im perfekten Gleichgewicht; nicht zu viel, nicht zu wenig. Ausserdem bietet der Friedhof lehrreiche Hinweise auf das kanonisierte kulturelle Erbe der Schweiz: Begraben ist dort beispielsweise Henri Dunant, Schweizer Geschäftsmann und calvinistischer Humanist, Siedler der Colonie Suisse in Algerien, Träger des ersten Friedensnobelpreises und Begründer des Roten Kreuzes.

Mein erstes längeres Verweilen gilt jedoch meist einem anderen Grab, das durch seine Grösse und Gestaltung hervorsticht. Es ist ein Grab zweier Kinder, das fern ab von den anderen Kindergräbern liegt. Ich nenne die beiden Kinder im Stillen «die Söhne». Ich kenne ihre Geschichte nicht, und ich habe kein Bedürfnis sie herauszufinden, denn ich besuche das Grab in meinen

¹ Der vorliegende Text ist eine verschriftlichte Version des Einführungsvortrags der Lehrveranstaltung mit dem Titel *Persönlichkeitsverwicklung #3: gut aussehen. Geschmack und Schönheit im Kunstunterricht* des Master of Art in Art Education, Vertiefung Bilden und Vermitteln, Zürcher Hochschule der Künste, 2.6. – 5.6.2014. Ich widme ihn Thorsten Streichardt, der mir beigebracht hat, Friedhöfe zu lesen und der, lange bevor ich die Konzepte Pierre Bourdieus kannte, zu mir sagte: «Über Geschmack lässt sich sehr gut streiten.»

² https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/bevoelkerungsamt/bestattungs-_und_friedhofamt/friedhoefe/staedtische_friedhoefe/friedhof_sihlfeld_a_e/kapelle_sihlfelda.html (30.5.2015)

Arbeitspausen und möchte daraus kein Projekt machen.

Dennoch kann ich nicht anders, als es mit einem professionellen Blick zu betrachten. Ich sehe ein Stück *materielle Kultur*³, das mich, verglichen mit einem anderen Ort des Friedhofs, auf den ich gleich kommen werde, zu Spekulationen über Geschmacksbildung als hegemonialer Praxis des *doing nation*, der Konstruktion nationaler Identität, anregt. Dabei beobachte ich regelmässig auch meine eigene Faszination und Affiziertheit.

Ich bin eine, deren Bildungsgrad und Beruf sie das Wort *affiziert* mit der gleichen Selbstverständlichkeit benutzen lässt, wie dessen Synonyme *gerührt*, *beeindruckt*, *beeinflusst* oder *bewegt*. Meine unwillkürliche Verwendung des Fremdworts zeigt mir an, dass ich im Empfinden schon in Distanz zu den Emotionen gehe und beginne, über deren Ursachen nachzudenken. Ausgestattet mit dem symbolischen Kapital, das mir eigen ist (Bourdieu 1982), bin ich in der Lage zu dieser Gleichzeitigkeit: Emotionen und kritische Betrachtung, ironische Distanznahme und Identifikation, Lust am spielerisch-geniessenden Umgang mit dem, was ich als ‚Kitsch‘ identifizieren kann, an der Reflexion über seine gesellschaftliche Herstellung und über die Machtverhältnisse, die dieser Herstellung zu Grunde liegen.

Die Grabinschrift ist in einer mir unbekanntem Schrift gehalten, die mich Osteuropa oder Russland assoziieren lässt. Die Lebensdaten stehen in arabischen Zahlen und lassen wissen, dass einer der Söhne zehn Jahre, der andere siebzehn Jahre alt geworden ist. Portraitfotos der Verstorbenen auf Emailscheiben sind auf den Grabstein montiert, so wie ich es auf Friedhöfen in katholischen Ländern gesehen habe. Manchmal versuche ich, die Engel zu zählen, die auf dem Grab und darum herum angeordnet sind. Ich scheitere regelmässig, weil ich mich nicht erinnern kann, welche Figuren ich schon gezählt habe und welche nicht. Ich schätze, es müssen an die hundert sein; jedenfalls entdecke ich immer neue, manche sind ganz winzig.

Von Zeit zu Zeit denke ich: «Das ist ein Grab mit Engelbefall» und muss darüber grinsen. Gleichzeitig berührt mich der Wunsch der Trauernden, den ich in dieser unüberschaubaren Engelversammlung, die von einigen Tieren sekundiert wird, herauslese: Soviel Schutz wie möglich für die beiden verstorbenen Söhne.

Egal zu welcher Jahreszeit ich bei diesem Grab stehen bleibe, es strahlt und glänzt immer makellos. Seine überbordende Dekoration besteht aus Textil und Kunststoff, poröser Keramik, kleinen in Plastikgrotten eingelassene Scheinwerfern, Glas, Spiegel und Kunstrasen. Bis auf den Kunstrasen sind alles nicht gerade pflegeleichte oder besonders persistente Materialien, weitestgehend ungeeignet für den Aussenbereich. Dennoch: Die unzähligen weissen Stofffrosen und alle anderen Gegenstände

strahlen stets fleckenlos, ohne einen Hauch von witterungsbedingter Patina. Auch der weisse Marmor sieht immer aus als sei er gestern erst behauen worden.

Ich assoziiere eine Batterie umweltunverträglicher Reinigungskemikalien. Aber gleichzeitig berührt mich das Überbordende in diesem Glanz, der dringende Wunsch, das Gedenken zeitlos und ewig zu halten, den ich aus dieser Makellosigkeit der strahlenden Weiss-Grün-Silber-Kupferkontraste herauszulesen vermeine.

Zuletzt bin ich von der Konsequenz beeindruckt, mit der bei der Gestaltung dem Bedürfnis Rechnung getragen wurde, den wichtigsten Menschen im Leben und dem mit ihrem frühzeitigen Tod verbundenen Verlust ein angemessenes Denkmal zu setzen. Das Grab steht der Monumentalität historischer Grabmäler grosser Männer auf diesem Friedhof in nichts nach. Es dokumentiert die Suche nach der Erfahrung von Erhabenheit, die ermöglichen soll, den Schmerz zumindest für Augenblicke zu transzendieren. Alles in allem finde ich die Gestaltung des Grabes der Söhne gelungen, da sich das Wollen der Hinterbliebenen so evokativ an mich hin zu übersetzen scheint: Ein Beispiel von «Form Follows Function» (Sullivan, 1896).

Weniger als drei Gehminuten entfernt, auf derselben Wegachse, befindet sich eine andere Stelle, bei der ich ebenfalls regelmässig stehenbleibe. Es handelt sich um eine als solche bezeichnete «Sammlung gut gestalteter Grabmale», autorisiert durch das Bevölkerungsamt der Stadt Zürich. Auf einem erläuternden Text vor dem Grünabschnitt, auf dem sich die Steine befinden, heisst es:

«Sinn und Zweck dieser Ausstellung ist es, Grabzeichen mit besonderer Ausdruckskraft und Schönheit zu erhalten und aufzuzeigen, wie weit der Gestaltungsspielraum beim guten Grabmal gehen kann. Die Beispiele dieser Sammlung zeichnen sich durch geeignete Materialien, klare Formen und Proportionen, sowie gut gestaltete figürliche Teile, Schrift und Symbolik aus. [...] Da die meisten Beispiele handwerklich gearbeitet sind, haben sie im Laufe der Zeit eine Patina angenommen. Das ist nichts Nachteiliges, sondern ein Zeichen der Vergänglichkeit. Wie Trauer sich im Laufe der Zeit wandelt, so verändert sich auch das Aussehen eines Grabmales. Die sinnhafte Botschaft schimmert auch nach Jahrzehnten noch deutlich unter der verwitterten Oberfläche hindurch» (Bevölkerungsamt der Stadt Zürich o.D.).

Wenn ich an dieser Stelle des Friedhofs stoppe, staune ich immer wieder erneut darüber, dass sich eine Akteur_innengruppe in der zweiten Dekade des 21. Jahrhunderts dazu motiviert fühlt, für Andere zu bestimmen, was «die Gute Form» wäre. Davon abgesehen, ergibt sich bei näherer Betrachtung keine Kohärenz zwischen Gegenstand und Text. Was mag hier mit geeigneten Materialien, klaren Formen und Proportionen und gut gestalteten figürlichen Teilen gemeint sein? Auch hier müsste ich mir mehr Zeit nehmen als ich zu investieren bereit bin, nicht zum Engelzählen (es gibt deren drei), sondern für eine Analyse der Stilmittel und ihrer Konnotationen. Dafür müsste ich recherchieren. Ich verzichte darauf,

³ «Materielle Kultur ist der Fachbegriff für alle Gegenstände des Alltags sowie deren Gebrauchsweisen und vielfältige Bedeutungen, für die Vergegenständlichung von sozialen Beziehungen, Mentalitäten und Machtverhältnissen.» <http://www.uni-oldenburg.de/materiellekultur/das-institut/> (30.5.2015)

schliesslich bin ich hier, um Pause zu machen. An der Oberfläche verweilend, erscheint mir die Auswahl der Grabsteine keineswegs «zeitlos», sondern mit einer offensichtlichen Vorliebe für Stilelemente des Bauhaus erklärbar; dort, wo es Sullivans Diktum von «Form Follows Function» als die Abwesenheit jeder Dekoration missverstanden hat. Diese vermischen sich mit den Merkmalen von in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sich an die abstrakte Moderne anlehrender protestantisch-sakraler Kunst. Der Minimalismus dieser Grabsteine, ihr Einander-ähnlich-grau-Sein und ihre durchgängige Schmalheit produzieren jedenfalls eine gewisse Merkwürdigkeit. Die durch das Repetitive besonders hervorstechenden Eigenheiten einzelner Stücke bekommen in meinem Blick etwas unfreiwillig Komisches und gleichzeitig verkniffen Verknapptes. Als Ensemble im Baumschatten kommen sie mir vor wie der Rest einer zerschlagenen Armee von Spiessgesellen, die sich im Wald verirrt haben. Das lässt mich für die «Gute Form» nichts allzu Gutes hoffen. Offensichtlich muss sie grau sein, sie muss dünn, geradezu mager sein, sie muss möglichst wenig Engel oder überhaupt wenig Figürliches an sich haben, sie muss mit in jeder Hinsicht wenig auskommen, sie muss den Pathos der Bescheidenheit und des Understatements entfalten. Sie darf keinen Überschwang, nichts Überbordendes aufweisen. Stattdessen ein «Reiss dich gefälligst zusammen». Sie hat eine zerfledderte Uniform und steht darin tapfer ihren Mann.

Wenn ich sie eine Weile betrachte, tut mir die «Gute Form» irgendwie leid. Aber gleichzeitig ärgert sie mich auch, denn sie produziert in all ihrer Zurückhaltung und Bescheidenheit, ihrer protestantischen Ärmlichkeit einen penetranten Subtext, der sagt:

«Ich bin das Gegenteil vom Grab der Söhne. Ich bin autorisiert, vom Bevölkerungsamt der Stadt Zürich und, was noch viel wichtiger ist, vom Verband der Schweizer Bildhauer- und Steinmetzmeister. Ich bin das, was hierher gehört. Das Andere da drüben gehört nicht hierher. Es ist im Sinne der kulturellen Vielfalt geduldet und wer das Geld hat, sich dieses Grabfeld da neben dem Eingang und so ein Riesending zu leisten, der soll es halt tun. Wir stehen schliesslich in einem freien Land herum. Aber die Gute Form, im einheimischen Sinne, das bin und bleibe immer noch ich.»

Von diesem Standpunkt aus, vor den gut gestalteten Grabmalen stehend und mit dem Grab der Söhne im Rücken, komme ich also ins Nachdenken über ästhetische Bildung, soziale Distinktion⁴, Hegemonie und die Konstruktion nationaler Identität.

Die Gegenüberstellung der gut gestalteten Grabmale mit dem Grab der Söhne, das aufgrund seines Standorts, seiner Ausmasse, seines Materials und seiner handwerklichen Aufwändigkeit sicher zu den kostspieligsten zeitgenössischen Gräbern auf dem Friedhof gehört, macht anschaulich, dass Geld beim Spiel der sozialen

Unterscheidung nicht die einzige Rolle spielt. Geschmack ist stattdessen die Währung, die den Handel bestimmt, und diesen zu erlangen ist mühsamer als Geld. Im Vergleich mit den schlanken grauen Stelen auf dem Feld mit den ‚gut‘ gestalteten Grabmalen wirkt das Grab der Söhne protzig, laut und übertrieben. Vielleicht beginnen Leute davor zu spekulieren, ob das viele Geld, das für die Einrichtung dieses Monuments nötig war, eigentlich auf legalem Weg erworben wurde. Es verweist auf konstitutive Gegenbilder der hiesigen nationalen Identitätskonstruktion: auf russische Oligarchen, die mit monumentalen Villen die Aussicht auf den See, die Alm, den Berg verbauen (Tagesanzeiger 2009). Es bringt den Dichtestress auf den Sihlfelder Friedhof (Daum 2014).

Damit zusammenhängend, ist das Grab der Söhne ein anschauliches Beispiel für das, was seit Beginn des 20. Jahrhunderts in unseren Breitengraden als schlechter Geschmack definiert wird, für die «Geschmacksverirrungen», welche Gustav Pazaurek zu Beginn des 20. Jahrhunderts in einer Sammlung zeigte und in einem Lehrwerk klassifizierte und systematisch beschrieb, um die Bevölkerung ästhetisch zu bilden.⁵

Die Hegemonie, die auf Konsens der Vielen bestehende und durch die Institutionen autorisierte und gesicherte Herrschaftsform,⁶ ist im Fall des Feldes der gut gestalteten Grabmale anschaulich durch ein Amt und einen Verband verkörpert. Mit Antonio Gramsci ist Hegemonie in der Zivilgesellschaft immer fragil, immer in Verhandlung begriffen und umkämpft. Das Grab der Söhne lese ich als Spur in diesem Kampf um die Hegemonie – ökonomisches Kapital wurde eingesetzt, um mit einem starken Statement mit grossem Materialaufwand ein die herrschenden Geschmacksregeln unterbrechendes Identifikationsangebot zu unterbreiten. Wer weiss schon genau, wer siegen würde, wenn die Zürcher Bevölkerung über das schönste Grab des Sihlfelder Friedhofs abstimmt? Vielleicht müssten die Regeln nach einer solchen Abstimmung geändert werden.

Vielleicht rührt meine Sympathie und meine unaufgeforderte Parteinahme für den engelbefallenen Gefühlsüberschwang von seiner subversiven Stellung im Kontext des Zürcher Friedhofs, die ich hier versucht habe zu beschreiben. Am Grab der Söhne nehme ich Kururlaub von der vermeintlich konsensual hergestellten, von meinen eigenen Konsumgewohnheiten mitgetragenen Guten Form und ihren impliziten Ein- und Ausschlüssen. Ich kontaminiere meine Wahrnehmung und rette sie damit vor dem Diktat ästhetischer Kargheit und harmonischer Ausgewogenheit. Ich mache nicht nur Pause von der Arbeit, sondern auch Pause vom guten Geschmack.

⁴ Zu Bourdieus Konzept der sozialen Distinktion siehe den Beitrag von Ulf Wuggenig in diesem Journal.

⁵ Zu Pazaurek siehe Imke Volkers Text in diesem Journal oder online unter http://de.wikisource.org/wiki/Geschmacksverirrungen_im_Kunstgewerbe (30.5.2015)

⁶ Zum Hegemoniebegriff Gramscis und seine Reflexion in Bildungszusammenhängen siehe z.B. Sternfeld 2008 und Merken 2012.

Für die Arbeit in der Ästhetischen Bildung ist eine solche Parteinahme dagegen nicht statthaft. Hier wäre die Frage, wie Bildung zu Geschmack und Gestaltungsregeln heute eigentlich aussehen müsste, um weder die als natürlich geltenden, da hegemonialen Regeln noch die Romantisierung der Regelabweichung schlicht zu wiederholen. Gefragt wäre auf dem Sihlfelder Friedhof stattdessen eine Lehreinheit, die sich einer Reflexion zweiter Ordnung in Bezug auf die Frage nach der Guten Form verpflichtet fühlt. Sie würde Stildiktate und die

Parameter des guten Aussehens kritisch reflektieren, in Hinblick auf die ihnen innewohnende Diskriminierungsgewalt. Sie wäre an einer Analyse der ihnen zugrunde liegenden Machtverhältnisse und an der Umarbeitung von Normen und Normativität interessiert. Es wäre ihr daran gelegen, eine konfliktive, lehrreiche Spannung zu erzeugen die für Kontexte, Situiertheiten und Sprecher_innenpositionen sensibilisiert und einen jeweils präzisen und bewussten Umgang mit ihnen vermittelt.



Literatur

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M., Suhrkamp. Franz. Original: La distinction. Critique sociale du jugement, (1979)

—

Daum, Matthias: Das Geschwätz vom Schweizer Dichte-Stress. Die Zeit, 13. Februar 2014. <http://www.zeit.de/politik/ausland/2014-02/schweiz-volksentscheid-dichtestress> (30.5.2015)

—

Merkens, Andreas (2012): Antonio Gramsci: Erziehung und Bildung. Hamburg, Argument. Einführung online unter https://www.wiso.uni-hamburg.de/fileadmin/sozialoekonomie/zoess/Einleitung_Gramsci-Reader1.pdf (1.6.2015)

—

Pazaurek, Gustav E. (1919): Geschmacksverirrungen im Kunstgewerbe. Führer dieser Abteilung im Landes-Gewerbe-Museum Stuttgart. Druckerei Zu Gutenberg Carl Grüniger Nachf. Stuttgart, Ernst Klett http://de.wikisource.org/wiki/Geschmacksverirrungen_im_Kunstgewerbe (30.5.2015)

—

Sternfeld, Nora (2008): Das pädagogische Unverhältnis. Lehren und lernen bei Rancière, Gramsci und Foucault. Wien, Turia & Kant

—

Sullivan, Louis H. (1896): The tall office building artistically considered. Lippincott's Magazine, March http://ocw.mit.edu/courses/architecture/4-205-analysis-of-contemporary-architecture-fall-2009/readings/MIT4_205F09_Sullivan.pdf (30.5.2015)

—

Tagesanzeiger (2009): «Anisimows Stroh männer boten 10 Millionen für mein Grundstück». Der russische Oligarch Vasily Anisimow baut sich einen 50-Millionen-Palast in Küsnacht. Die Besitzerin des angrenzenden Landstücks erzählt, wie Anisimow auch ihr Grundstück zu ergattern versuchte. Tagesanzeiger 07.04.2009. <http://www.tagesanzeiger.ch/zuerich/rechtes-ufer/Anisimows-Strohmaenner-boten-10-Millionen-fuer-mein-Grundstueck/story/13640734?print=yes&cache=9efAweFu> (30.5.2015)

—

Bildnachweis

Die Bildrechte liegen bei der Autorin.